



Mopsa Sternheim

**Im Zeichen
der Spinne**

Roman

Wallstein

Mopsa Sternheim
Im Zeichen der Spinne

Schriften der Landesbibliothek Oldenburg
Bd. 78

Mopsa Sternheim
Im Zeichen der Spinne
Roman

*Herausgegeben, kommentiert und mit einem
Nachwort versehen von
Rudolf Fietz und Gisela Niemöller*



WALLSTEIN VERLAG

Zwanzigstes Jahrhundert: Vierzehn Jahre nach dem Kalender brach's an. In eine Welt, die sich wiegte im Dreivierteltakt, kracht ein Schuss, abgefeuert irgendwo in einer entlegenen Balkanstadt ... es ist die Salve, die das Zeitalter kündigt, der Auftakt zu seiner Musik. Diesmal wird's keine verträumte Berceuse, keine Serenade in Moll. Dissonanzen kreischen auf, nervenpeitschende Rhythmen im Klappern der Bleche und Jaulen der Trompeten, das quäkt, das hämmert, das pfeift, prasselt in atemberaubenden Synkopen gegen die Trommelfelle: Tempo mechanico!

Keine Pastoralen mehr, Pan's Flöte verstummt. Den Galopp der Technik stanzen Maschinen, die Rhapsodie der Grossstadt mit ihren Zementkasernen, den menschenfressenden Betongewächsen. Massen gedrängt, Massen gequirlt, Massen geschleust, das Rauschen der Massen wird zum Leitmotiv, um das sich Fiorituren ranken: Es heulen Sirenen, hupen Automobile und rasseln Propeller, buntschillernd klirrt Lichtreklame auf im Zickzack der Neonblitze ... doch über alle Varianten hinweg stampft der Chor das Thema weiter am laufenden Band: Tempo.

Manchmal irrt ein Echo über das Orchester, schlingt Urwaldtrauer ihre Lianen durch das Trommelfeuer der Instrumente, die Vox humana schluchzt auf ... doch schon geht sie unter im Rauschen der Chöre, der Hymnus der Massen braust über sie hinweg, braust tausendstimmig das Todesurteil der Zeit: Tempo di marcha.

Erster Teil

1914: *Symphonie mit dem Paukenschlag; der erste ertönt in Sarjowo, bald donnert sein Echo über Europa. Unter Trommelwirbel marschieren Regimenter auf mit bekränzten Bajonetten, ganze Familien ziehen jubelnd mit, als geleiteten sie einen Turnverein. Die Weiblichkeit will ihre Uniform haben wie der Mann, weissgekleidet stehen Rotkreuzschwestern an Bahnhöfen und Landstrassen Spalier, teilen Liebesgaben und feurige Blicke aus. Einer für alle, Alles für einen, selbst das letzte wird abziehenden Helden gewährt.*

Flaggen aller Farben klatschen im Wind. Laut pocht in den Herzen die Liebe zur Heimat, mit deren Symbol als einfacher und doppelter Adler, Hahn oder Löwe jeglicher Gegenstand gestempelt wird. Patriotismus ist Religion – auch die Vertreter der Alleinseligmachenden und ihrer Abarten geizen mit Segen nicht, auf allen Seiten wird jede Kanone geweiht. Rotationsmaschinen giessen Tag und Nacht Druckerschwärze als Öl ins Feuer des Chauvinismus, aus ungezählten Lungen prusten Redner den Sauerstoff dazu, auflodert die Flamme in nie geahnter Pracht. Niedergeschrien die Stimmen störender Warner, in Paris knallt der erste Schuss den Sozialistenführer nieder ... Keine Parteien mehr, nur noch Vaterländer! Die Waffenproduktion fetter Friedensjahre rollt in alle Himmelsrichtungen.

Es braust ein Ruf wie Donnerhall – vierzig Jahre Frieden, vierzig Jahre des Geldstapels, der Familienenge, des Komforts. Vierzig Jahre Alltag! Raus aus den Plüschwohnungen! Wir brauchen Luft, Heldentum! Aufrauscht über Europa ein heroischer Sturm ...

Doch mit den Blättern des Kalenders verflattern die Impulse – ach, Vorstellung und Wirklichkeit sind einander

nicht ähnlich, wahr ist nur das Grauen! Längst möchten alle zurück in die goldene Zeit, aber die eiserne hält sie umklammert. Im Schein eines tödlichen Feuerwerks zerfleischen sich die feindlichen Nationen wie verbissene Köter, Giftgase schwälen als Weihrauch über Massengräbern.

Hohl, dumpf, dröhnt der Schritt der Armeen. Kadenz des Todes klopft er seinen Rhythmus in einen ächzenden Kontinent. Über blühende Provinzen fegen Termitenschwärme, fressen was wächst, saufen was fließt. Jetzt pflügen Tanks Furchen durch das Feld, hervorspriesst eine Saat weisser Kreuze. Obszöne Marionetten, baumeln zerfetzte Körper in den Stacheldrähten. Verkohlte Baumstümpfe rauchen über kraterdurchwühltem Land. Täglich donnert es lauter, bombt, explodiert – doch unentwegt stampfen die Stiefel voran.

Im Hinterland hinkt ein Heer von Krüppeln, zucken Zitterer in chronischem Alldruck. Ausgehungerte stauen sich zu Schlangen um Brot, oder halten vor den Verlustlisten Wacht. Immer fadenscheiniger werden die Kleider, leerer die Mägen, hoffnungsloser die Herzen.

I.

Schwer ist die Luft im Treibhaus; manchmal dröhnt dumpf die Kanonade von Ypern her, dann scheppern die kalkbespritzten Scheiben. Und die reifen Trauben an den Drähten zittern. Auf dem Boden liegt mitten in der hellgrünen Gartenkresse ein kleines Mädchen und blättert in einem Bilderbuch. Von Zeit zu Zeit streckt es seinen Arm vor, um aus der schwarzen Erde einen Büschel auszurupfen, den es automatisch in den Mund stopft. So versunken ist das Kind, dass es das Schaben der Tür überhört.

– »Hast Du auch Hunger, dass Du Kresse isst?« fragt der sechsjährige Gärtnersjunge, ihr Freund.

– »Nein«, antwortet Vivan, »ich habe es nur so gern, wenn die Erde zwischen den Zähnen knirscht.«

– »Die Mutter sagt, dass es die Boches sind, die Euch alles heranschleppen.«

– »Uns alles heranschleppen?«

– »Ja, weil Ihr doch auch welche seid.«

– »Wir sind Boches«, fragt die Kleine, »wieso eigentlich?«

– »Ich weiss nicht. Aber ich habe eigentlich immer Hunger.« Da wird sie rot.

– »Paul«, stottert sie verwirrt, »ich werde Dir mein Abendessen bringen, ich mag es sowieso nicht, es gibt immer Milchreis mit Zimt ... Aber vielleicht schmeckt er Dir auch nicht?«

Sonntags fuhr Vivan in das nahe Dorf zur Messe. Sorgfältig gewaschen, die Haare zu Spiralen gedreht, scharten sich die kleinen Mädchen um die Nonnen. Auf der anderen Seite des Kirchgangs knieten die Jungens. Manche von ihnen

hatten Kügelchen aus zartestem Glas, mit übelriechender Flüssigkeit gefüllt, in den Taschen. Ab und zu liessen sie eins auf den Boden fallen; dann verbreitete sich ein pestilenzialischer Gestank. Atemlos wartete die Kleine auf das Platzen der ersten »Bombe«, verbarg das Gesicht in den Händen wie in tiefer Andacht, während ihre Schultern vor Lachen zuckten.

Doch wenn die Orgel anschwell, löste sich alles im Brausen der Akkorde. Ein goldbrauner Bienenschwarm umsummten sie die Bässe, schaukelten sie auf sammtenen Wellen. Heiss, wie das Wachs von den blonden Altarkerzen, tropften die Töne der Vox celesta einzeln auf ihr Herz, trugen sie auf einer Wolke von Weihrauch zum Himmel empor. Als bei der Wandlung die Köpfe sich neigten wie Halme unter dem Wind, startete Vivan über sie hinweg auf die schimmernde Oblate, herausfordernd, fordernd: einmal wird es doch geschehen, dass leuchtende, das sichtbare Wunder?

Auf der Heimfahrt sass sie neben dem Kutscher und durfte die Zügel halten. Eines Morgens mussten sie lang warten, um in den Feldweg einzubiegen, der zur Besetzung führte. Militärfahrzeuge verstellten ihn. Auf der Böschung war ein Altar errichtet, vor dem ein Priester im Ornat hantierte. Gespannt sah Vivan zu. Jetzt hielt er eine Ansprache; die Soldaten, die rundherum gekniet hatten, standen auf und klopfen sich die Erde von den Hosen.

– »Gott ist mit uns, mit unserem deutschen Volk«, sagte der Priester, »er wird uns zum Sieg führen!« – »Gott ist mit uns und unseren Alliierten an der Ysère«, hatte der belgische Pfarrer gesagt und seine Stimme hatte dabei gezittert ...

Von Westen rollt eine Staubwolke heran, schwerfällig

wälzt sich ein riesenhafter Tausendfüssler über Belgiens Strassen. Greise, Frauen, Halbwüchsige, Kinder, zu Fuss, auf Rädern, auf Karren und Leiterwagen – die Evakuierten aus Nordfrankreich. Sie bringen ihr Vieh mit, ihren Hausrat, die Kranken und die Leichen der unterwegs Verstorbenen, wo sie vorbeikommen, schliessen sich die Laden. Langsam wie Schlafwandler ziehen sie durch Städte und Dörfer, machen auf den Marktplätzen vor den erschrockenen Einwohnern Halt.

– »Befehl der Kommandantur: Wie viele könnt ihr aufnehmen?« Unordnung kommt in die Reihen, aus den Fuhrwerken klettert es, Bündel werden abgeladen ... Menschenbündel, Kleiderbündel ... gleich formlos wirken sie, gleich grau.

Und weiter kriecht der Tausendfüssler, streckt seine Fühler bis in die abgelegenen Bauernhöfe: Befehl der Kommandantur: Was könnt ihr aufnehmen? – Überall bröckelt ein Teil aus dem Zug, bevor er abzieht. Die Tiere brüllen vor Erschöpfung, fallen in die Kniee, an den Fuhrwerken ächzen die Speichen, zersplitterte Räder liegen in den Strassengräben neben verendetem Vieh ... Immer schwerfälliger, immer verstaubter bewegt die sonderbare Prozession sich weiter.

Auch im Hause Dahlen ist alles in Aufruhr. Auch hier sind Flüchtlinge angekommen – vierzehn Stück, wie der Quartierzettel meldet – vierzehn hohläugige, erschöpfte Kreaturen, die essen wollen, sich waschen, schlafen ... Atemlos trägt die schöne Hausfrau immer neue Decken heran, vor Anstrengung und Mitleid sind ihre Backen ganz rot. Vivian weicht nicht von den Rücken der Mutter ... zahlreiche Kinder sind unter den Flüchtlingen, sie hat-

te zu gerne mit ihnen spielen wollen, doch die fremden Kinder sind verwilderte kleine Tiere, misstrauisch blitzen die Augen, böse sind die verbissenen Mäulchen, böse die Hände, die hinter den Rücken verschränkt bleiben, bietet man ihnen was an. Auch Paul steht ganz verlegen abseits, auch von ihm wollen die fremden Kinder nichts nehmen. Überhaupt ist das ganze Haus drunter und drüber, überall stösst man auf die Neuangekommenen mit ihren finsternen Mienen und selbst die eigenen Leute sind gereizt.

* * *

Nachts im Bett hört das Kind deutlicher die Kanonen. Der Erwachsenen Nervosität hat es angesteckt: das ging nicht weit von ihnen vor sich. Da man die Schüsse hört, könnte man, wenn man sich sehr, sehr anstrenge, vielleicht auch das Feuer sehen?

Sie springt auf, läuft barfuss zum Fenster. Draussen ist schwarze Nacht. Nur ganz fern blinkt ein Licht auf und verlöscht in regelmässigen Abständen, wie ein blinzelnendes Auge. Ein giftgrünes, unheimliches Auge, das ihr zuzuwinkern scheint.

Vivan zittert plötzlich. Rasch will sie zurück zu ihrem Bett. Doch im Dunklen stösst sie an einen Tisch: Krachend fällt etwas zu Boden. Wie sie endlich wieder unter die Decken schlüpft, hört sie ihr Herz poltern. Und nun belebt sich die Finsternis: Scharen schwarzweissgefleckter Doggen hetzen an ihren Augen vorüber, eine lefzende, heulende Meute. Sie kommen von rechts aus der Wand, fegen in wilder Jagd durch den Raum, verdunsten an der Blumentapete. Jetzt rücken die Ecken ganz nah. Es raschelt in allen Winkeln, entwickelt sich zu riesigen Spinnen, tastet

mit langen behaarten Beinen an sie heran ... Gleich werden sie sie berühren ... Das Pochen in den Ohren wird zum Getöse, ein dröhnender Wecker stampft die Minuten fest. Sie kann nicht mehr atmen. – Da faltet sie in höchster Not die Händchen auf der Brust und betet: den Jesus der Dorfkirche stellt sie sich vor mit seiner klaffenden Wunde in der rechten Seite. Die Wunde wird gross und weit, sie kuschelt sich in diese warme Höhle. Ein Vorhang von Blut schliesst sie ab vor allem Grauen. Sie fühlt den Strahl, der aus der Seite springt, heiss auf die Erde strömen, dass überall vor Wonnen Blumen spriessen ... Da schwimmt sie hinüber in tiefen Schlaf, gewiegt in Seligkeit und Stille.

* * *

Eines Morgens wurde sie früher geweckt. Man zog ihr das Wollkleid an, das am Hals kratzte, Hut, Mantel und Handschuhe. Die Gouvernante weinte, ihre Augen waren rot verquollen. Dann fuhr Vivan mit ihrer Mutter in einem Mietsauto zur Stadt. In der Nähe des Bahnhofs mussten sie aussteigen, so undurchdringlich staute sich der Verkehr. Fuhrwerke aller Gattungen schienen ineinander festgehakt, Leiterkarren, Militärautos, die feuchte Novemberluft perlte von ihren Planen und Verdecken.

In der Halle wimmelte eine erregte Menge. Immer neue Trupps deutscher Soldaten drängten auf die Bahnsteige vor. Ihre Gesichter waren grau vor Übermüdung. Mit der schweren Feldbepackung auf dem Rücken stiessen sie sich fluchend durch das Gewühl. Angstschreie schrillten auf, verzweifelte Rufe nach Verlorenen ... Unbeirrbar, monoton schmetterte ein Lautsprecher Anweisungen über die Köpfe.

Frau Dahlen hob Vivan hoch. Ängstlich umklammerte das Kind den vertrauten Hals, verbarg seinen Kopf vor dem stossenden, keuchenden Menschenstrom. Sie wurden mitgerissen, vorwärtsgeschoben, erreichten ein Trittbrett. Da fuhr der Zug an, fremde Arme griffen das Kind, hissten es empor ... erschöpft sank endlich auch die Mutter in eine Ecke des Coupés.

Vivan schmiegte sich in ihren Schoss. Gegenüber sassen zwei blonde Frauen, die eine war fett und sehr hübsch. Die Kleine konnte den Blick nicht von dem blauen Taftkleid lassen, das sich unter dem Mantel bauschte, und den glänzenden Lackschuhen. Sie hätte zu gern auch so ein Kleid gehabt aus knisternder Seide und solche Schuhe, in denen sich die Fenster spiegelten, und einen Schleier mit Pünktchen auf dem Hut – aber sie hatte ein Kleid, das kratzte. Sie würde es Paul erzählen, was sie alles erlebte – und nun hatte sie auch Hunger wie er.

Oft hielt der Zug, dann dampften andere vorüber, die später wieder überholt wurden. Auf einer kleinen Station stand er lang. Der Bahnsteig war überfüllt von Militär, die Feldgrauen schrien laut durcheinander, viele hatten statt der Gewehre allerlei Bündel übergehängt. Ein junger Offizier brach sich Bahn durch das Gedränge. Das Kind sah, dass er eine schmale, spitze Nase hatte, und sein Gesicht war k Reideweiss. Er kommandierte etwas mit knarrender Stimme, da brachen die Soldaten in schallendes Gelächter aus. Johlend rissen sie die Achselklappen von seinen Schultern und stiessen ihn in das Bahnhofsgebäude.

Mit einem Ruck fuhr der Zug weiter. Die beiden Frauen waren nicht mehr da, auf ihrem Platz kauerte jetzt ein junger Mensch in zerrissener Uniform und hielt seinen Arm Frau

Dahlen hin. Die legte ihr Taschentuch auf sein Handgelenk, in dem ein rostbraunes Loch glimmerte, unwickelte es mit einer fleckigen Binde. Als sie aufblickte, glänzte ihr schönes Gesicht vor Schmutz und Erschöpfung.

Dann raste die Lokomotive, das Krachen der Speichen trommelte seine Takte in Vivans Ohren. Schnelligkeit wurde erregendes Glück. Mit leuchtenden Augen stand sie am Fenster und saugte ihre Lippen an die beschlagenen Scheiben. Sie möchte den Kopf hinausstrecken, im Rattern der Räder Wind und Nebel einzusaugen ... doch im Abteil rann alles durcheinander, sie wusste nicht mehr, ob es Morgen- oder Abenddämmerung war; Kälte drang unter die Kleider, ihr wurde übel.

Wie lang währte das? Ewigkeiten ... Sie erinnerte sich nicht mehr, was vorher war, das lag zu weit zurück und so verschwommen ...

Stationen, immer neue Stationen! Traumbilder, Stimmengewirr. Einmal musste sie über Körper hinwegschreiten, die in den Gängen ausgestreckt lagen und sich nicht rührten, stiess man sie an. Ein andermal wurde sie durch ein Fenster gehoben. Immer häufiger schlossen sich ihre Augen, Müdigkeit überfiel sie mit bleierner Schwere. Durch die Nacht blitzten noch hin und wieder Bahnhofslichter auf. Manchmal fühlte sie, dass sie getragen wurde; der Stoff, gegen den ihr Gesicht rieb, war feucht und roch nach Kohlenstaub. Irgendwann goss man ihr eine feurige Flüssigkeit in den Mund, dann hüllte sie etwas Wollenes ein, es wurde ganz finster und sie versank in einen schwarzen Abgrund.

Ebbe und Flut, Flut und Ebbe der Völker: Sie überspülen ihre Grenzen, Meereswogen fegen hin über das Nachbarland. Abgestaut, rollen die Wellen zurück, verrieseln, Gefangene und Beute als Strandgut nach sich schleifend.

Doch hinter ihnen her stösst die feindliche Woge vor. Nun überschwemmt sie weite Gebiete. Ein Heer von Krabben hakt sich fest in den besetzten Provinzen, greift mit seinen Scheren, was sich regt, würgt jeden Keim ab ... bis es seinerseits wieder fortgeschwemmt wird.

Ebben und Fluten – der alte Kontinent muss sie ertragen mit allem Getier, das hin und hertreibt in der Strömung. Nur manchmal bäumt er sich auf, schüttelt es ab wie ein Hund seine Flöhe ... dann wirbeln Kadaver in den Strudeln, Trümmer und Schotter bedecken den Strand. Ein Abfallhaufen, in dem die Überlebenden nach dem Notwendigsten wühlen ...

Ewiges Hin und Her, Niederlage und Sieg, Flucht und Verfolgung – wie Inseln der Seligen ragen die neutralen Länder aus der Verwüstung hervor.

II.

Sonntag in einem Schweizerdorf! Alles ist sauber und frisch geplättet. Am Himmel hängen Wölkchen wie Wattebausche auf blauem Grund. Irgendwoher klingt immer Musik. In den Restaurants, deren Terrassen am See liegen, sind festlich die Tische gedeckt, Servietten spreizen sich als Fächer auf den Tellern. Die kleinen Mädchen haben gekräuselte Haare, auf denen sich Taftschleifen wiegen wie grosse Schmetterlinge. Unter den Kleidern steht steif die Wäsche hervor und wenn sie sich setzen, heben Sie den Rock hoch, um ihn nicht zu zerknüllen. Halbwüchsige Dorfjugend, schon frühmorgens in Firmungsanzügen, eine Nelke im Knopfloch, raucht Zigaretten in jedem heimlichen Winkel und flucht ausgiebig auf Schwizerdütsch.

Vivan fluchte so geläufig wie einer. Sie war hochaufgeschossen und sonnengebräunt. Braun drängelten sich die stets zerzausten Locken wie Hörnchen um den Kopf, dunkelbraun lagen die Augen zwischen pelzigen Wimpern. Ihr ganzes Wesen atmete animalische Lebenslust.

Sie kannte allen Klatsch des Orts. Keine Wirtschaft, kein Bauernhof barg für sie ein Geheimnis. Meistens hockte sie in der Backstube und ass Törtchen, die heiss aus dem Ofenrohr kamen, oder probierte die Qualität des Mosts mit den Gemeinderäten. Dann kaute sie Kaffeebohnen, um nicht nach Fusel zu riechen, bezwang auf dem Heimweg ein leises Schwanken.

Zu Haus war vom Speicher bis zum Keller ihr Reich. Rutschte sie mit Schwung das Treppengeländer hinab,

knarrten die alten Dielen und auf dem See tanzten die Reflexe der Fenster.

Aber das grosse Zimmer der Mutter war ein Märchengarten, dessen blumigen Teppich sie nur zaghaft betrat. Dort wurden Erinnerungen gehütet, verwob Vergangenes sich der Gegenwart. Da waren Photographien von Menschen, die Vivan nie gekannt hatte, deren Blicke sich an sie hängten wie Fragezeichen. Da war das Porträt ihres Vaters, dessen sie sich nicht entsann: mitten auf dem Kamin thronte es in einem Rahmen aus getriebenem Silber, üppiges Blattwerk umrankte es gleich den Episoden, die sie über ihn wusste: Die Geschichte zum Beispiel, wie er die Mutter kennenlernte und noch am gleichen Abend um sie anhielt. Oder wie sie um die ganze Welt reisten, was sie alles gesehen, und wie glücklich sie waren. Dann ihre Heimkehr, wie er begonnen hatte in Versammlungen zu sprechen und zu welcher Begeisterung er Tausende mitreissen konnte ... bis eines Morgens die Polizei ihn holte – ruhig war er gefolgt, doch schon nach wenigen Wochen starb er krank in seiner Zelle. Nur selten hatte Frau Dahlen das Letzte erwähnt und ihre durchsichtigen Augen färbten sich schwarz, wenn sie schloss: Nie mehr würde sie deutschen Boden betreten.

Noch andere Episoden flochten sich in den Rahmen, jeder Silberzweig spann eine Legende um das pathetische Antlitz unter dem störrischen Haar. Oft hatte Vivan versucht Zärtlichkeit in sich aufzuspüren für diesen Vater, dem sie glich – ja, ganz zweifellos sah sie ihm ähnlich! Doch sie empfand nur Vorwurf gegen dies tragische Gesicht, dessen Schatten auf ihre strahlende Mutter fiel.

Dann wandte sie sich ab mit schlechtem Gewissen, versuchte eigene, fröhlichere Erinnerungen wachzurufen.

Dahinter ein Bild ihrer Besitzungen in Belgien. Sie schloss die Augen: der Park mit dem Treibhaus, das Pony, mit dem sie zur Kirche fuhr, der Ausblick aus ihrem Fenster ... Umsonst: Alles floss ineinander, mal wurde eine Kontur deutlich, oder eine Farbe, ein Geruch – um gleich wieder zu zerrinnen im Zwielflicht einer unbestimmten Wehmut. Nur Paul, ihr kleiner Freund, stand klar umrissen. Was mochte aus ihm geworden sein? Lieber nicht daran denken! Lieber hinauslaufen in die helle Sonne!

Denn sie fühlte sich wohl in ihrem Dorf und sie hatte die Menschen gern, die um sie waren: die Fischer, mit denen sie auf den See hinausruderte, die wilden Jungens, den Schullehrer, der ihr Unterricht gab. Am allermeisten liebte sie ihre schöne Mutter, die sie mit der Aufmerksamkeit eines Pagen umgab.

Herrlich wars, wenn man mal krank wurde; dann blieb man liegen und las. Meistens las sie zwei Bücher auf einmal: ein »gutes«, in Leder gebunden aus dem Schrank in der Diele, das aufgeschlagen vor ihr auf der Bettdecke lag, und ein anderes, das unter der Decke verschwand, sobald jemand nahte. Ganze Stösse von Schauergeschichten, Abenteuer- und Liebesromanen, die sie sich auslieh, hielt sie in ihren Schubladen versteckt. Wenn Frau Dahlen sie auch »Schundliteratur« und »kitschig« nannte, – es waren doch die, die sie am meisten erregten. Nacheinander durchlebte sie die Schicksale aller Helden, fühlte sie sich als Vamp, um die der Weihrauch von Männerherzen schwälte, oder leitete als Revolutionär tausend Verschwörungen auf einmal, hielt mutterseelenallein die umstürmteste Barrikade. Dann musterte sie im Spiegel ihr Gesicht, ob es auch zur jeweiligen Rolle passte, erschrak vor den dunklen Schatten,

die neuerdings um ihre Augen lagen. Denn immer entschlossener mied sie jetzt die Jungens, lag herum in Wald und Wiesen, träumte an den Mond. Mit einer Freundin tuschelte sie, abends strichen sie umschlungen das Seeufer entlang. Verliebtheit wurde chronischer Zustand. Nun kämmte sie sich sorgfältig und trug ein damenhaftes Kleid, das ihre Bewegungen hemmte. Doch manchmal, in der Dämmerung, zog sie Schuhe und Strümpfe aus und rannte barfuss durch die nassen Wiesen.

* * *

Sie wurde vierzehn Jahre alt, als ihre Mutter erkrankte, das Bett nicht mehr verliess. Ärzte kamen aus der nächsten Stadt, flüsterten bedeutungsvoll. Im Haus ging man auf Zehenspitzen. Vivan schien das Leben stehengeblieben. Mit zugeschnürtem Herzen sass sie Tag um Tag bei der Kranken, schloss mit äusserster Anspannung deren Hand fest in die ihre. Sie betete, dass ein Kontakt entstände, den Strom der eigenen Hitze in die Glieder der Mutter zu leiten. Ach, alles, alles wollte sie hingeben, sie festzuhalten ... Doch immer tiefer sank die Kranke in ein Gebiet, wohin Vivan nicht folgen konnte, bis eines Morgens wächsern und still das schöne Gesicht zwischen den Kissen lag.

Kondolenzbesuche kamen. Schwarz gekleidete Männer trugen die Tote fort. Andere Männer beschnupperten und beklopfen jeden Gegenstand im Haus. Schliesslich erschien, in schwarzen Tüll gehüllt, eine Tante, die Schwester der Toten, von der Vivan schon viel gehört hatte. Frau Mora war eine entschlossene Frau, Befehle wurden erteilt, Koffer gepackt ... Abends, unter der Lampe bettete die alte Köchin mitleidig des Kindes Kopf an ihren dicken Busen.

Deutschland der Inflation, sinkendes Wrack im Sturm der Entwertung! In allen Fugen kracht's, kaum stopft man hier einen Riss, gähnt dort schon ein Abgrund. Durch die Breschen einer morschen Gesellschaft sickert Verzweiflung.

Im Wind der Revolte wirbeln die Werte. Preise schiessen hoch wie Raketen – langsam nur kriechen die Löhne hinterdrein. Papiermillionen flattern von Hand zu Hand, schäbig, wie die Millionen Existenzen, die danach haschen. Unentrinnbar erfasst das Elend die Massen, zieht sie hinab. Rette sich wer kann!

Und vom Westen her leuchtet die neue Hostie: der Dollar. Sehnsüchtig hängen die Blicke der Verelendeten an dem Glanz, der aus dem Erdteil der Prosperity bis über die verkrachten Länder streift. Doch er beleuchtet nur erbarmungsloser die Abgründe, die zwischen den eigenen Reihen klaffen.

Denn mit der Stabilität des Goldes schwand die Stabilität der Moral. Was jemals feststand, schwankt, drauf wird getanzt. Während den Massen das Wasser bis an den Hals steigt, gleichen die Zentren der Grossstädte Tollhäusern, in denen ein paar Auserwählte um das goldene Kalb taumeln.

»Seht sie doch an, die Vaterlandslosen, die Schieber – ach, das Credo von gestern war falsch. Man hat uns betrogen! Solch ein Bankrott kann nicht mit rechten Dingen vor sich gehen« ... Ein Volk, dessen Nationalgefühl wuchert, glaubt nicht an Verantwortung, nicht an verlorene Kriege; es wittert Verrat, erinnert den Dolchstoss im Nacken.

War nicht im Osten die Sonne einer grossen Hoffnung aufgestiegen? Da jagen schon von allen Seiten düstere Wolken heran, verhängen ihren blutigen Schein. Überall zieht sich das Gewitter zusammen. Kaum ist der Friede

unterzeichnet, scheint es höchste Zeit, im eignen Haus einmal gründlich aufzuräumen. Auf die ewige Stadt zu marschieren Jünglinge in schwarzen Hemden, Rizinusöl ist die beste Waffe, den geschlagenen Gegner auch noch zu entwürdigen. Jenseits der Pyrenäen löscht ein General und treuer Diener der Kirche jedes Aufflackern der Vernunft mit Weibwasser. Millionäre jазzen in Palmbeach, während die Polizei ihre protestierenden Arbeiter mit Feuerwehrspritzen auseinanderjagt. Und in Deutschland wird auf der Flucht erschossen ...

In jedem Land duckt sich, seit Friedensschluss, der Feind in den eigenen Reihen, sprungbereit. Überall grollt das Murren der Enttäuschten so laut, dass sorgenvoll die Satten aufhorchen. In endlosen Aufzügen holpern ordengeschpickte Krüppel über Paradeplätze, mit dem Klopfen der Krücken den Vergesslichen ihr Verdienst um die Heimat ins Gedächtnis zu hämmern – Umsonst! Nicht mehr Kampf der Nationen, Klassenkampf steht im Brennpunkt der Interessen. Putsche flackern auf und verwüsten ganze Landstriche, Streiks werden erklärt und gebrochen, Barrikaden gestürmt: das Blut der eigenen Landsleute ist so berauschend, wie jemals fremdes war!

III.

Wo ist der See, im Sommer flimmernd von goldenen Pailletten, im Herbst uferlos wie das Meer? Die Boote, die abends aus Nebelschwaden hervorrudern, triefend von braunen Netzen, mit grossen Körben voll phosphoreszierender Fische? Wo ist die Obstblüte im Frühling und der warme Dunst der Bauernstuben im frühen Dunkel eines Winternachmittags? Wird sie nie mehr, auf aufgeweichten Wegen watend, diese fette Erde spüren?

Ach, und wo ist ihre Mutter ...

Berlin ist eine so grosse Stadt. Vivan fühlt sich verlassen in diesem Getriebe. Die Menschen auf den Strassen tragen schäbige Kleider, haben graue Gesichter, deren verbissener Ausdruck das Mädchen erschreckt.

* * *

Im Hause Mora war alles neu für sie: da war der Professor, in den fünfziger Jahren, den man nur hin und wieder zu den Mahlzeiten traf. Meistens reiste er von Konferenz zu Konferenz oder psychoanalytierte die besseren Kreise der Stadt. Führte er jede Geste der Tischgenossen auf deren Unterbewusstes zurück, hing sein Blick an Vivans Busen, wobei etwas Speichel in seinen Spitzbart rann. »Dein Unterbewusstsein«, dachte die, »ist leider eindeutig.«

In ihrem Zimmer sass Frau Mora mollig wie in einem Nest. An mullverhangenen Fenstern brach sich der Strassenlärm, auswattiert schien jede Ecke, die Schritte verschlitterten in einem seidenhaarigen Teppich. Sank man in die Sofakissen, glitt dabei das Auge über muschelentsteigende

Venusbeine oder das Lächeln des Buddha, der unberührt von einer händeringenden Magdalena, still seinen Nabel betrachtete. Hier waren Trophäen aller Kulturen friedlich vereint, Meisterwerke von Brügge bis Honolulu tapezierten die Wand; in nonchalanter Weise verwob sich Kunstgenuss dem Komfort. Und zwischen diesen Schätzen bewegte sich anmutig Frau Mora, glättete hier, ordnete dort, bis unter den niedlichen Händen die Gegenstände wie verzaubert standen.

Vivan hatte sie gern, diese junge und elegante Tante mit ihrer temperamentvollen Fülle. Sie fühlte sich wohl in diesen Räumen. Erst nahm sie alles verschwommen wahr, dann schied allmählich ihr Blick die Epochen: die Bescheidung romanischer Bögen war ihr näher als himmelstürmende Gotik, italienische Renaissance dünkte ihr feudal neben deutscher Butzenscheiben-Biederkeit oder dem Wabern niederländischer Materie. Ohne dass sie es merkte, prägten sich ihr die verschiedenen Stile ein.

In den Ferien tauchte Michael auf, des Professors Sohn aus erster Ehe. Drei Jahre älter als Vivan, wurde er in einer freien Schulgemeinde »verzogen«, wie Frau Mora nachsichtig meinte, zu allen Fehlern, die er nicht schon von Natur hätte.

Trafen Vater und Sohn zusammen, wurde die Luft gewitterschwer. Jede Geste verriet, wie sehr der Sohn den Vater hasste. Kaute er bei Tisch an einem Stück Fleisch, fixierte er dabei den Alten mit grünfunkelnden Pupillen, dass alle fühlten, am liebsten möchte er den Psychoanalytiker mitsamt seinen Konferenzen zwischen den Kinnbacken zermalmen. Kaum hatte er den letzten Bissen heruntergewürgt, rannte er schon in sein Zimmer und entlud seinen Zorn in schaurige Malereien.

Vivan musste viel lernen. Da sie nie regelmässigen Unterricht erhalten, ging sie täglich in eine »Presse«, eine Anstalt, in der das verlangte Pensum nachgepaukt wurde.

Voll Neugier betrachtete sie die Mitschüler: Pickel sprossen ihnen auf Kinn und Stirn, die Bewegungen schlenkerten unstät, ihre Art zu sprechen hatte etwas Verflüsteretes oder wurde vor lauter Unsicherheit grob. Wenn sie in den Pausen ihre Margarinestullen aus den Blechbüchsen packten, begriff das Mädchen, warum ihre Haut aussah, als sei sie von Chemikalien gespeist. Und wie die Materie schien auch ihr Geist von Ersatzstoffen genährt. Tägliche Erniedrigungen daheim, das verzweifelte Bemühen, trotz fortschreitender Verarmung standesgemäss zu wirken, die stete Unsicherheit, die an den Nerven riss, Hass gegen die siegreichen Staaten, Hass vor allem den Ehrlosen im eigenen Land, die von Verständigung faselten statt von Rache – all das gährte in den Hirnen der Halbwüchsigen. Zerlesene Broschüren wanderten von Hand zu Hand, aufreizende Darstellungen des blutenden Vaterlands, der schwarzen Schmach am Rhein. Wild klopfte das Herz unter Papas gewendetem Uniformrock ... Doch heimkehrend überraschte der Sohn die Mama mit dem valutakräftigen Untermieter in Zimmern, an deren Wänden noch ihr eigenes Porträt in Stehkragen und Schleppe hing, Zeugnis vergangenen Wohlstands, aber auch überwundener Vorurteile.

Vivan waren sie fremd, diese Bengel; dennoch schmeichelte es, sich von ihnen den Hof machen zu lassen. Sich selber verlachend forderte sie sie immer wieder heraus mit verspielter Koketterie.

* * *

Während des Unterrichts döste sie vor sich hin oder kritzelte Karikaturen. Dann sah sie erstaunt, wie leicht es ihr wurde, jeweils das Absonderliche aufzuspüren; eindeutiger als in Wirklichkeit lebten ihre Opfer auf dem Papier. Immer mehr lockte es sie einen Tick, einen komischen Ausdruck zu betonen: Hefte, Löschblätter, der kleinste Zettel schienen nur darauf zu warten, mit Karikaturen von ihr beschmiert zu werden. Die Freude am Spott belebte die öden Morgenstunden und die schleichenden Nachmittage.

Doch der Geschichtsunterricht wurde zum Stein des Anstosses: Sie konnte keine Daten behalten, aber in ihrer Vorstellung sah sie die Konvulsionen der Menschheit. Horden fielen aus Höhen in fruchtbare Täler ein oder inkrustierten sich an den Küsten wie Korallenriffe. Aufgewirbelt von herdentreibenden Beduinen, von den Hufen der Reiterscharen und dem Schritt der Legionen rollten Staubwolken über die Erde; manchmal traf ein Schlaglicht eine Gegend, dann traten deutlicher die Sphinxen hervor, auf dem Sinai brannte ein Dornbusch, weit streckte der Peloponnes seine Finger in die Epoche und aus dem Kolosseum dröhnte der Schrei nach Brot und Spielen. Länger blieben die nördlichen Länder in Sagen gehüllt, bis die Stunde kam, wo sie aus dem Dämmer traten.

Und immer umfangreicher wurde das Puzzle auf dem Atlas. Ein Held überschritt den Indus, ein anderer durchsegelte die Ozeane, zwischen Namen von Völkerstämmen schob sich ein bunter Fleck, eine Siedlung wurde entdeckt oder gegründet.

Dann, eines Tags, hebt sich die Glocke, die die Welt beschloss. Das All weitet sich unbegrenzt, mitten darin dreht unter tausend anderen eine kleine Kugel, die an den Polen

etwas abgeplattet ist. Sie dreht in einem System um grössere Körper, die ihre Gesetze bestimmen. Und auf dieser Kugel wimmelt es von Lebewesen; unter den Spielarten ist eine, die ein Bewusstsein trägt und die Plagen der Erinnerung. Stammen die Gotteskinder vom Affen, träumt jede Zelle an ihnen von den Dschungeln, in denen die Urahnen hausten? So viele Schichten brodeln im Wesen, deren Einzelnes doch nicht mehr ist als ein Stäubchen, das auf einem mittleren Planeten im Weltraum herumschwingt, vielleicht sinn- und ziellos. Seekrank von diesen Schwingungen wird der Mensch, woran soll er sich klammern, er ist so alt und sein Gehirn so lastend. – Sucht nach Gemeinschaft, dem Begriff Menschheit, so ähnlich dem Totalen und doch so wandelbar, jetzt trägt er ihn im Herzen in allen Formen vom Amphibium über den Affen bis zum Grossstädter – und die Erde, auf der einst Götter wohnten, ist nur ein Stern unter vielen. Nun wird Gott das Abstraktum Totalität, anders nicht mehr vorstellbar, Totalität der Weltgesetze – etwas wie Harmonie, die über Leichen geht.

Aber mit diesem Gott konnte Vivan nichts anfangen. Sie fand keine Liebe zu dem Moloch, der solches schuf. Endlichkeit des Weltalls war ihr gleich unfassbar wie Unendlichkeit. Sie konnte den Blick nicht mehr von den Sternen wenden, aber die Milchstrasse führte nicht zu Gott.

War sie krankhaft, diese Qual nach dem Absoluten? In ihrer Verwirrung fing sie zu lesen an, durchstöberte die Bibliothek des Professors, verbrachte schlaflose Nächte über schwierigen Wälzern.

Eines Tages fiel ihr eine Broschüre in die Hände: Gedichte und Prosa von Walter Goll. Vivan blätterte darin, schon bereit, sie mit blasierter Geste fortzulegen. Doch als sie die ers-

ten Sätze überflog, fühlte sie deren Rhythmus in ihre Nerven dringen. Worte kamen auf sie zu, purpurbehangen, Worte, die nicht mehr beschrieben, sondern magisch waren. Ozeane wogten durch ihre Laute, es kreisten Sonnen und Monde in den Beschwörungsformeln uralter Mythe. – Dann wieder zerschnitten diamantklare Gedanken die Nebel, schliffen mit scharfen Klingen Gesetze zu einer Architektur aus Kristall – um zum Schluss aus Vision und Begriff den Kontrapunkt zu formen in den Akkorden einer tiefen Emotion.

Immer wieder tauchte Vivan kopfüber in dies Buch, wie man sich ins Wasser stürzt. Nacheinander kaufte sie alles, was vom gleichen Autor erschienen war; es wurde Besessenheit, sie sah in seinen Vorstellungen, ihre Sprache gleich sich der seinen an. Nur noch als lästige Nebenerscheinung glitt das reale Leben an ihr vorbei.

* * *

Zwei Jahre lebte Vivan schon in der Familie des Professors, als eines Tages unerwartet Michael eintraf. Es hatte Skandal gegeben in der Schulgemeinde, er war hinausgeflogen. Aus tobenden Szenen zwischen Vater und Sohn entnahm Vivan, dass der Junge zum zweitenmal beim Abitur durchgefallen war. Da hatte er sich sinnlos betrunken und kurzerhand seinem Direktor ein paar Ohrfeigen versetzt.

Die Atmosphäre im Haus wurde unerträglich. Frau Mora knallte die Türen, der Professor liess keine Sekunde mehr ab von seinem Lieblingsthema, der skandalösen Verkommenheit der neuen Generation.

Als Vivan eines Abends vom Unterricht heimkehrte, trat aus dem dunklen Hausflur, bevor sie noch Licht einschalten konnte, Michael auf sie zu. Er schien im Finsternen auf sie

gelauert zu haben. Zitternd fasste er ihren Arm, zog sie mit sich hinaus auf die Strasse.

– »Komm«, flüsterte er erregt, »da drinnen kann man keinen Ton reden; überall schleicht das alte Reff auf Filzpantoffeln herum, klebt seine dreckigen Ohren an jedes Schlüsselloch«. Seine Stimme bebte vor Zorn. Im Schein der Laterne sah sie sein verzerrtes Gesicht. »Es ist etwas Schreckliches passiert«, ging es ihr durch den Kopf. Ununterbrochen wandte Michael sich um, als fürchte er immer noch, belauscht zu werden. Er atmete mühsam.

– »Du ahnst ja nicht«, kam es mit Stöhnen aus seiner Brust, »Du kannst ja nicht ahnen, wie grenzenlos er mich anwidert, mitsamt seinen Moralpredigten! Moral! Meine Mutter hat er unter die Erde gebracht mit seinen Schmutzereien – sie war noch nicht kalt, da hatte er sich schon ›Madame‹ geangelt. Die scheint ihm wenigstens gewachsen«, lachte er grimmig auf.

– »Aber was ist heute geschehen?« unterbrach ihn Vivan, die nicht verstand.

– »Was heute geschehen«, stammelte er heiser. »Vier Jahre, vier lange Kriegsjahre gab es nichts als Blut und Eisen. Am deutschen Wesen musste die Welt genesen, alles Fremde war Barbarei. An s e i n e m Schreibtisch wurden die Schlagworte ausgebrütet, die Millionen in den Tod trieben. Doch kaum geht die Sache schief, stimmt der alte Barde seine Leier um und flötet auf Friedensschalmeien. Und heute«, schrie er wie besessen auf, »heute bekommt der den Nobelpreis für seinen Pazifismus! Das geht zu weit! Sofort verlasse ich dies Haus. Nur Dich wollte ich noch einmal sehen«, seine Stimme schlug um, »nicht fortgehen, ohne Dich noch einmal gesprochen zu haben ...«

* * *

Michaels Flucht wurde kühl zur Kenntnis genommen. Frau Mora enthielt sich jeder Äusserung, verschloss sich in ihren Gemächern. Der Professor war bedeutend angeschwollen; mit geblähten Nüstern sog er alle Luft in sich ein, dass die anderen schier erstickten. So prall füllte seine Person jeden Winkel des Hauses, dass neben ihm kein Thema, nicht einmal des Sohnes Phantom mehr Platz fand.

Den Nobelpreis zu feiern wurde bei Moras ein Abend gegeben. Was in Berlin einen Namen trug, hatte sich eingefunden: Da waren die Leuchten der Wissenschaft, bärtig und bebrillt trugen sie den ganzen Fortschritt auf ihren schwächtigen Schultern, flankiert von den Herren der Industrie, die ihn verwerteten. Da ragte aus einem Flor von Schauspielerinnen das Haupt des greisen Dramatikers hervor, sein sinnlicher Mund schien noch die Fülle der Visionen zu schlürfen, in den wasserblauen Augen spiegelte sich die heimatliche Waterkant. Da waren die kunstgewerblichen Damen, das Schöne und das Wahre umfloss sie in klassischem Faltenwurf, Holzketten krönten die flechtenumwundenen Stirnen.

Sonore Männerstimmen und trillernde Soprane, Wolken von Parfüm, Havannawolken wogten durch die festlich erhellten Räume, bezauberten Vivan. Wie eine Haut sass ihr erstes Abendkleid; sicher und gleichzeitig erregt glitt sie von einer Gruppe zur anderen, als Frau Mora sie bei der Hand nahm und mit sich zog.

– »Das ist Doktor Goll, meine Liebe, dessen Bücher Du in Dein Zimmer verschleppt hast«, und liess Vivan vor einem gutaussehenden Mann stehen, der sich höflich verneigte.

Er sagte etwas, aber sie verstand es nicht. Sie starrte ihn nur an. Nie hatte sie an den Autor gedacht, dessen Werke

sie so berührten, nie realisiert, dass hinter diesen Werken leibhaftig ein Mensch stände, der irgendwo seinem Alltag nachging.

– »In den nächsten Tagen erscheinen neue Gedichte«, fuhr die etwas belegte, besonders weiche Stimme fort. »Ich werde mir erlauben, sie Ihnen zu schicken.«

Vor seinen lastenden Augen überkam Vivan die Lust, jede Abwehr fallen, dass Fremde tief in sich eindringen zu lassen. Wie hypnotisiert lehnte sie an der Wand, mit einem Gefühl unsagbar süßer Schwäche lieferte sie sich rückhaltslos seinen Blicken aus, liess ihr Gesicht abtasten ohne auch nur eine Geste, den leisesten Ton hervorzubringen.

* * *

Nachts, beim Auskleiden, betrachtet sie aufmerksam ihr Bild im Spiegel. »Schön seh ich aus«, stellt sie fest. Aber sogleich schliesst sie die Augen, um deutlicher das Echo einer Stimme in sich aufzuspüren. Doch eine andere, als die ersehnte, flüstert in ihrem Rücken. »Wie reizend warst Du heut Abend!«

Im Spiegel sieht sie den Professor aus der offenen Tür dicht hinter sie treten. Seine pergamentenen, von knotigen Adern durchflochtenen Hände greifen nach ihrer Brust, lau spürt sie seinen Atem in ihrem Nacken. Aus ihren Träumen geschreckt windet Vivan sich unter seinen Armen hindurch:

– »Wenn Sie nicht sofort gehen, schreie ich laut!«

– »Nur nicht so heftig, mein Täubchen«, lallt der Alte; seine Augen schimmern feucht, er riecht nach Alkohol. Tänzeldnen Schritts kommt er schon wieder auf sie zu. Doch im selben Moment rauscht aus dem Korridor Frau Mora heran. Ohne den Gatten, der sich eilig aus dem Staub

macht, eines Blicks zu würdigen, scheint sie das Mädchen mit der ganzen Fülle ihrer stattlichen Person zu erdrücken.

– »Ausgerechnet in m e i n e m Haus, an m e i n e m Mann musst Du Deine Verführungskünste üben, schamlose Person, die ich wie mein eigenes Kind gehalten habe!«

– »Ich ... Verführungskünste?« stammelt die Andere; doch schon ist die Tür ins Schloss gekracht.

Vivans Herz hämmert unbändig, laut pocht es in ihren Ohren. Schweratmend geht sie mit grossen Schritten im Zimmer hin und her. Doch ihr Blick fällt in den Spiegel; sie zündet eine Zigarette an. Sonderbar, diese dramatische Situation ist nicht qualvoll, hat ihren besonderen Reiz. Als ob sie die Scene vor dem erträumten Zuschauer ausspiele, stilisieren sich ihre Gesten. Mit pathetischer Gebärde wirft sie eine Locke aus der Stirn. Doch allmählich löst sich die Spannung. Wie sie im Bett liegt, denkt sie nur noch an Goll, versucht sich sein Gesicht vorzustellen, wiederholt immer wieder die mit ihm gewechselten Worte.

Schon früh am nächsten Morgen wurde Vivan zur Tante gerufen. Unnahbar wie ein Richter sass Frau Mora hinter ihrem Schreibtisch. Knapp, mit der vollendeten Technik einer bis zur Meisterschaft geproben Rolle, spielte sie die Scene vor dem verblüfften Mädchen hin. Es sei an der Zeit sich selbstständig zu machen, erklärte sie mit jener herablassenden Autorität, mit der man einem Dienboten kündigt. Gleichzeitig lege sie ihr Rechnung ab über die Summe, die Vivan aus der mütterlichen Erbschaft zustehe. Dabei schob sie ihr mehrere Bankauszüge hin.

Reglos stand die Jüngere, starrte auf die Papiere. Es schmerzte sie, so von der Frau, die immer herzlich zu ihr gewesen, behandelt zu werden. Nur wegen des blödsin-

nigen Vorfalls dieser Nacht? Das schien kaum glaubhaft! Doch als sie die ersten einlenkenden Worte vorbringen wollte, unterbrach sie die Andere gereizt, sie hätte die Komplikationen satt und wüsste auch längst, wer Michael gegen den Vater aufhetze. Ein für allemal verzichte sie auf den Verkehr mit Intrigantinnen.

Unter den ungerechten Vorwürfen schwellen Vivan vor Ärger die Adern an den Schläfen, erstarb jedes Bedauern. Schweigend, mit zusammengebissenen Zähnen verliess sie den Raum. In rasender Eile warf sie kunterbunt ihre Sachen in einen Koffer, stand, kaum eine Stunde später, auf der Strasse. Da schüttelte sie zornig ihre Mähne, als sei der Vorfall damit erledigt.

* * *

Wie aufregend diese ersten Tage der Freiheit! Als ob die Temperatur plötzlich gesteigert, der Brennpunkt erhöht wäre. Als ob alles neu zu entdecken sei. Farben leuchteten wärmer, Töne klangen schmelzender, jeder Gegenstand drängte plastischer hervor. Ein wenig befangen stand sie vor der endlosen Folge der Stunden, die nur ihrer Willkür zu harren schienen, um bedeutungsvoll, ereignisschwer zu werden.

Und diese Spannung liess nicht nach; selbst dann nicht, als sie kurz darauf mit einer schweren Erkältung zu Bett lag, zum erstenmal allein bei fremden Menschen und ohne Pflege. Die Einsamkeit ist eine Pause, eine wohltuende Pause vor neuem Start. Sie wiegte sich gerade in Zukunftsträumen, als ihre Wirtin ihr ein schmales Paket brachte. Die Schrift auf dem Papier war ihr fremd; doch als sie es aufriss, stockte der Atem: Golls neue Gedichte mit einer Widmung!

Aus dem Bett tanzte sie durch das Zimmer, küsste die Wände, gegen die sie stiess, immer den Band fest an sich gepresst. Schliesslich warf sie sich platt auf den Boden und fing zu lesen an, las, bis das Zimmer im Kreis um sie drehte, ihre Zähne vor Kälte klapperten. »Wieso kennt er meine Adresse?« dachte sie selig; doch als sie das Packpapier musterte, sah sie neben der seinen die unbeholfene Schrift des Dienstmädchens, das ihr die Post nachsandte.

»Oh, er soll bald wissen, wo ich wohne; ich muss ihm ja danken!«

Von Husten geschüttelt lief sie zum Telefon, suchte im Adressbuch: »Spezialarzt für innere Krankheiten«, stand neben seinem Namen. »Deshalb also Doktor!« Zitternd verlangte sie die Nummer. Ihre Hände waren so nass, dass der Hörer ihnen fast entglitt.

– »Hier Doktor Goll«, antwortete die Stimme, die Tag und Nacht in ihren Ohren klang.

Jetzt musste sie sprechen! Doch wie das Meer rauschte Schweigen aus dem Apparat, lähmte ihre Zunge. Erst als am anderen Ende der Leitung ungeduldig derselbe Satz wiederholt wurde, stotterte sie, hier spräche die Nichte von Professor Mora, sie wollte sich bedanken ... Und stockte wieder, während ein Orkan in ihren Ohren tobte. Endlich nahm sie all ihren Mut zusammen und sagte deutlich, jede Silbe scherzhaft betonend:

– »Ich liege nämlich mutterseelenallein mit einer Bronchitis zu Bett. Ihr Buch kam wie ein Geschenk vom Himmel!«

– »Wieso mutterseelenallein, pflegt sie denn niemand, haben sie keinen Arzt, junge Dame?«

Gottlob, er ging ein auf den verspielten Ton! Atemlos sprudelte sie die neue Adresse hervor.